

Friedemann Spicker

„Gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht.“

Zum 100. Todestag von

Marie von Ebner-Eschenbach

Ein aphoristisches Porträt

Unter Mitwirkung von
Angelika Spicker-Wendt und Jürgen Wilbert

Mit Illustrationen von
Hans-Joachim Uthke

Deutsches Aphorismus-Archiv

DAphA
Hattingen





Marie von Ebner-Eschenbach (1851)

Friedemann Spicker

„Gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht.“

Zum 100. Todestag von

Marie von Ebner-Eschenbach

Ein aphoristisches Porträt

Unter Mitwirkung von
Angelika Spicker-Wendt und Jürgen Wilbert

Mit Illustrationen von
Hans-Joachim Uthke

Deutsches Aphorismus-Archiv

DaphA
Hattingen



Marie von Ebner-Eschenbach

Ein aphoristisches Porträt

„Sie ist im literarischen Kanon fest verankert, aber allerdings eher als harmonisierende Dichterin der Güte, die wenig Interesse weckt.“

So erst 2014 im Vorwort einer neuen Auswahl Ausgabe. „Güte“, die gehört in ein veraltetes Wörterbuch. Und die Autorin, die sie hochhält, weckt wenig Interesse mehr.

„Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell.“

„Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht.“

„Man muss das Gute tun, damit es in der Welt sei.“

Andererseits heißt es über ihre Aphorismen unwidersprochen:

„Sie hat die wohl ausgereiftesten und, wenn man so will, die ‚normalsten‘ Aphorismen geschrieben. In ihr hat die Gattung ihre ideale Mitte.“

Die gerade erschienene Biographie meint eingangs: „Dass Ebner-Eschenbach als Figur aber heute in irgendeiner Weise sexy wäre, wird kaum jemand behaupten.“ Als „literarische Heiligenfigur“ wirke sie abschreckend, deshalb soll sie als „Zerrissene zwischen den Epochen, den politischen und den literarischen Strömungen“ aktualisiert, also „sexy“ werden. Da werden sich doch, zumindest beinahe, sexuelle Abweichungen und Fehlritte finden lassen!

Im Jahre 1900 ist sie die große Dame der deutschen Literatur. Zum 70. Geburtstag Ehren über Ehren: das Ehrenkreuz für Kunst und Literatur, der höchste zivile Orden Österreichs, Ehrendok-

tor, Geburtstagsfeier im Burgtheater. Lange her. Wenn sie heute unser Interesse wecken will, muss die adlige Dame aus dem alten Österreich mehr bieten als Harmonie und Güte. Was also: „Wenig Interesse“, gütig und altbacken harmonisierend oder als Person zerrissen und innerlich brodelnd, das aphoristische Werk „ideale Mitte“, „alles souverän gekonnt“? Gelesen werden die spät gedruckten Aphorismen unbestritten bis heute. Suchen wir die Wurzeln auf, aus denen sie erwachsen.

„Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im Leben.“

Gibt es frühe Verletzungen, wer hat ihr frühen Halt gegeben? Es gibt eine Autobiographie, „Meine Kinderjahre“, 1906 erschienen.

„Wer sich seiner eigenen Kindheit nicht mehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher.“



Geburtsschloss Zdislawitz b. Kremsier – heute Kromeriz/Tschechien

Vorsicht, Selbstinszenierung, Selbstzensur, ruft der strenge Literaturhistoriker. Es wäre nicht das erste Mal, dass ein Autor oder eine Autorin im Alter aus den Tagebüchern von vor 30, 40, 50 Jahren nur zum Druck gibt, was und wie es ihm oder ihr *jetzt* passt. Und man baut ja auch in der Erinnerung nachträglich an der eigenen Lebensgeschichte. Aber es gibt die originalen Tagebücher, 36 Jahrgänge (mit Lücken) von 1862-1909, und sie sind auch in den letzten Jahren gedruckt worden. Nehmen wir ein großes Wort von ihr gleich mit auf unsere biographische Erkundungsreise:

„Nicht was wir erleben, sondern wie wir empfinden, was wir erleben, macht unser Schicksal aus.“



Marie von Ebner-Eschenbach stammt aus böhmischem Uradel, geboren ist sie als Freiin, später Gräfin Dubsky 1830 auf Gut Zdislawitz in Mähren. Ihre Lebensjahre decken sich übrigens genau mit denen des Kaisers Franz Joseph I. Der Vater ist in zweiter Ehe verheiratet, ihre Mutter stirbt 14 Tage nach der Geburt. Die Großmutter bleibt eine wichtige Bezugsperson. Die Stiefmutter, die sie in ihrer Autobiographie idealisiert, die erste, verliert sie mit sieben Jahren. Sie hat zwei Halbbrüder und eine Halbschwester; die Familie zieht sich in mehreren Generationen durch die Tagebücher. Wenn Karl Kraus' Wort von der „Familienbande“ einmal zugetroffen hat, dann hier.

„Nun würden wir nichts mehr gelten, besorgte die Großmutter. Zurückgesetzt würden wir werden und zu fühlen bekommen, dass es eigentlich uns, den Älteren, zugestanden hätte, männlichen Geschlechts zu sein.“

Ein sonderbarer Satz: Es hätte uns zugestanden, männlichen Geschlechts zu sein. Das heißt doch wohl: Ihr hättet Söhne sein sollen, dann würden wir jetzt immer noch etwas gelten. Ansonsten keine Klischees: Auch zu der zweiten Stiefmutter, an die sie sich nur vier Jahre später gewöhnen muss, hat sie ein sehr gutes Verhältnis. Ein Mädchenleben auf dem mährischen

Gute vor 1900, das ist so weit weg von uns, dass wir es uns genau vor Augen führen müssen. Was sind Konstanten? Eltern, Wohnverhältnisse, Erziehung und Bildung. – Die Eltern:

„Eltern verzeihen ihren Kindern die Fehler am schwersten, die sie selbst ihnen anerzogen haben.“

Nun, hier gibt es nur einen Vater, und den auch nur aus der Ferne. Abends werden die beiden Töchter ihm vorgeführt, er verabschiedet sie schnell: „Seid's brav!“ Ansonsten existiert er nur in Anekdoten als ebenso mutig wie treu (wir hatten uns Vorsicht! zugerufen), als strenger Richter, wenn es um eine eingeworfene Fensterscheibe geht, als Kriegsgeschichtenerzähler (er ist verabschiedeter Major und hat zwei gefallene Brüder). Eines Abends zwischen halb acht und acht greift er sogar in die Leseerziehung seiner Tochter ein, ohne Erfolg: „Hinaus!“

„Noch hatte ich auf meinem Rückzug das Eingangszimmer nicht durchheilt, als Papa mir nachkam, die Tür vor mir öffnete, mich hinausschob und mit einem raschen Wurf das ganze Alphabet über mich ausstreute. Dann flog die Tür hinter ihm zu, und ich kauerte auf dem Boden, sammelte hastig die Kartenblättchen in meine Schürze und lief, so rasch, ich konnte, davon.“

Bei diesem missglückten Versuch ist sie fünf, später lernt sie mehr als nur lesen:

„Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“

Ist er fürchterlich oder lieb und gut, „dieser fürchterliche, liebe, gute Papa“?:



um 1847;

aus: Wiener Bilder Nr. 37, 1910



Gedenkmarke zum 100. Todestag und die Gemäldevorlage. Um 1842.



„Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das R am Schluss der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aussprach.“

In den Romanen gibt es oft eine problematische Vater-Tochter-Beziehung, das gibt zu denken. Am Schluss ist alles gut, jedenfalls in der späten Autobiographie:

„Als treuer Hausvater nahm er mit guten Worten Abschied von jedem einzelnen seiner Angehörigen und von jedem seiner Diener. Der Priester, der ihm die letzte Wegzehrung gereicht hatte, sprach: Ihr Vater stirbt wie ein braver Soldat!“

Die Wohnverhältnisse. – Da ist das Schloss mit „Hausgenossen“, mit „Gouvernantendepartment“ und „Bedientenzimmer“. Im Winter ist man in Wien, mit Familienloge im Burgtheater, im Sommer auf dem Land, die Reise dauert jeweils anderthalb bis zwei Tage.

„War das ein Drängen im Schlosshof – wenn unsere drei Reisewagen vierspännig hereinfuhren; war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können!“

Treuherzig schreibt noch die Biographie von 1997:

„Und zur Bewunderung und Freude der Landbevölkerung spielte sich das Leben des Adels meist in der Öffentlichkeit ab.“

Eine Anekdote zur „Landbevölkerung“:

„Der Burggraf schlug einmal in meiner Gegenwart einen alten Teichgräber so heftig mit dem Stocke, dass der Mann zusammenbrach. Bei diesem Anblick ergriff mich eine sinnlose Wut; was ich unter ihrem Einfluss getan, ist mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, dass ich schrie und tobte und dass diese Szene mit einer Beschämung für mich endete. Der Burggraf, die Arbeiter lachten mich aus, sogar der Geprügelte lachte.“



Erziehung und Bildung. – Da ist zuerst von der Muttersprache zu sprechen: Sie spricht erst tschechisch, dann französisch, deutsch erst später durch die deutsche Lieblingsgouvernante. Soll man von Verwahrlosung in der Kindererziehung sprechen, bei all den Ammen und Dienerinnen und Gouvernanten, die – neben der Großmutter – den ersten Platz in der Autobiographie haben? „Papierene Denkmäler“ widmet sie ihnen, sagen wir: putzige und dramatisch ausgestaltete Anekdoten, um Klavierlehrerinnen und Gouvernanten, gute und böse. Sie hat Phantasien:

„Wenn die Menschen nicht sind, wenn ich sie mir nur einbilde, will ich sie mir so einbilden, wie sie sein müssten. Ich will mir einen Papa einbilden, den ich nicht fürchte, und eine Gouvernante, die mich nicht quält.“

Die gute Gouvernante:

„Eine vorübergehende Rührseligkeit ergriff mich, meine Kampfeslust löste sich in Reue und Wehmut auf, und unter ihrem Einfluss trug ich dem überraschten Fräulein das freundschaftliche Du an.“

Die Tochter der Herrschaft zu duzen, das geht doch wohl nicht. Trocken fährt sie fort:

„Wir haben nur einen Tag davon Gebrauch gemacht.“

Zu einer dieser Gouvernanten ist eine tiefe, lebenslange Freundschaft bezeugt. Die frühe Bildungsgeschichte kann mit Schule



„Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt.“

und Hochschule nicht zu tun haben. Sie hat natürlich Privatlehrer, die englische Lehrerin, den Zeichenlehrer (er wird beaufsichtigt!), für den Religionsunterricht – sehr wichtig! –

„unsern allerbesten Freund, den hochwürdigen Herrn Pater“.

Erste, sagen wir: Unregelmäßigkeiten in der typisch weiblichen Ausbildung: Mit Handarbeiten hat sie es nicht, mit Tanzen auch nicht, auch nicht mit Klavier, wohl mit Reiten und Schießen. Außerdem phantasiert sie und macht Verse. Sie mag sich da ein bisschen auf kindliche Autorin stilisieren, das tun die Autoren gern, aber dass ihr Hang zum Versemachen in der Familie sofort auf Widerstand stößt, ist bemerkenswert. Sogar die ein Jahr ältere Schwester Friederike wird zur Instanz, die die sozialen Normen einfordert:

„Gewöhnlich holte meine Schwester mich herab von einem Gipfel der Vollkommenheit oder strafte mein keckes und bubenhaftes Benehmen, indem sie ein sehr trauriges Gesicht machte, mich mit schmerzlicher Missbilligung ansah und sagte: Du bist aber heute wieder so kurios.“

„Keck“, „kurios“, schlimmer: „bubenhaft“, so lauten die Vorwürfe, erst recht beim „kuriosen“ Versemachen. Das zieht sich durch, wie wir sehen werden.

„Die stumme Ablehnung, die mein erstes poetisches Gestammel durch eine Getreueste und Geliebteste erfuhr, wurde meiner Schriftstellerei bis ins reifste Alter durch andere Vielgetreue und Vielgeliebte zuteil.“

Sogar an kindlichen Theaterstücken versucht sie sich, und das ist mehr als „kurios“, das ist – schwerste Erziehungskeule! – „sündhaft“:

„Meine in hellem Enthusiasmus erdachten Theaterstücke teilten das Schicksal meiner Gedichte – niemand wollte sie mehr anhören.“



Im Garten von Schloss Zdislawitz, um 1900

„Großmama kam auf eine einmal erteilte Rüge nie wieder zurück. Die Sache war für sie abgetan, und meine Absicht, eine Dichterin zu werden, blieb in ihren Augen etwas Unrechtes und Sündhaftes.“

Das alles wohlgemerkt in der Sprache ihres Standes, in Französisch. Nur der Vetter – von ihm werden wir noch hören – missbilligt das Französischreden und schickt Verse:

„Oh sing auch du, du deutsche Maid, / Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid! / Du bist ein Spross aus gut germanschem Blut, / Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut!“

Sie schreibt:

„Von der Notwendigkeit, mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen, war ich sofort überzeugt.“

Der geliebte und verehrte Vetter Moritz, 15 Jahre älter, ist auch derjenige, der ihre Bildungsinteressen und ihre literarischen Versuche bejaht:

„Der geliebte und verehrte Vetter hat das einzig Rechte getan, er hat mich den Wert der Bildung ermessen gelehrt und den heißen Wunsch in mir erweckt, die klaffenden Lücken der meinen auszugleichen.“

Und dieser geliebte Vetter, der natürlich aufs Internat geht, dann aufs Theresianum in Wien, auf die Militärakademie, er ist der spätere Ehemann! Tante Helene, die Mutter von Moritz, spielt jetzt für die Erziehung der Nichte die erste Rolle, die der Stiefmutter. Vater und Vetter streiten viel wegen dessen „Gelahrtheit“. Der Vater erzählt dann regelmäßig von einer Begegnung mit Hegel und zitiert ihn:

„Ich habe nur einen Schüler gehabt, der mich verstanden hat, und auch der hat mich missverstanden.“

Damit ist die Sache mit der gelehrten Bildung abgetan. Was die frühen Kinderjahre im Ganzen angeht, so muss man doch wohl sagen, dass die Autorin ziemlich hemmungslos idealisiert:

„Wie eine kleine Insel der Seligen ragt die Erinnerung an die Zeit, die wir damals erlebten, vor mir empor. Sie war die schönste, friedlichste meiner ganzen Kindheit.“

Der Vater verheiratet sich 1841 – sie ist 11 Jahre alt – zum vierten Mal, eine Gräfin, das macht das Haus im Ganzen vornehmer:

„Auf einen Schlag mit fünf Kindern gesegnet, die vierte Frau eines ältlichen, ihr fast fremden Mannes.“

Und dann, zu ihrem Geburtstag das

„vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre“:

„Mama schenkte mir Schillers sämtliche Werke in einem Bände. Ein großes, dickes, prächtiges Buch, ein Reichthum, nicht zu erschöpfen, und wenn ich hundert Jahre alt würde.“



Etwas fehlt noch in der frühen Bildungsgeschichte: das Theater. Man hat eine Loge, und man lebt mit den Stücken, mit den Schauspielern; eine Vielzahl von Burgtheateraneddoten überliefert die Autobiographie. Dann stirbt 1843 die geliebte Großmutter. Das ist nicht nur ein äußerst betrübliches Ereignis, sondern auch ein besonderes Ereignis in ihrer Bildung, die ja „offiziell“ nicht geschehen kann, sondern nur über zufällige Lese- und Theatererlebnisse.

„Ich erhielt den Auftrag, einen Katalog der Bücher meiner Großmutter anzufertigen.“

Sie katalogisiert die Bibliothek der Verstorbenen nicht nur, sie verschlingt sie, mit wahren „Leseorgien“, wie sie schreibt. Sie liest und liest, zum Beispiel die Oden Klopstocks, französische Memoiren und Lessings Biographie:

„Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich anfangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für



verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehört sich alles nicht, was schickt sich alles nicht für ein Mädchen! Himmelhoch türmten sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich – umfriedeten.“

Spätestens jetzt tut sie das, was man in ihrer Sozialisation nicht tut: Sie fängt an zu denken:

„Ein Gedanke kann nicht erwachen, ohne andere zu wecken.“

„Wenn die Neugier sich auf ernsthafte Dinge richtet, dann nennt man sie Wissensdrang.“

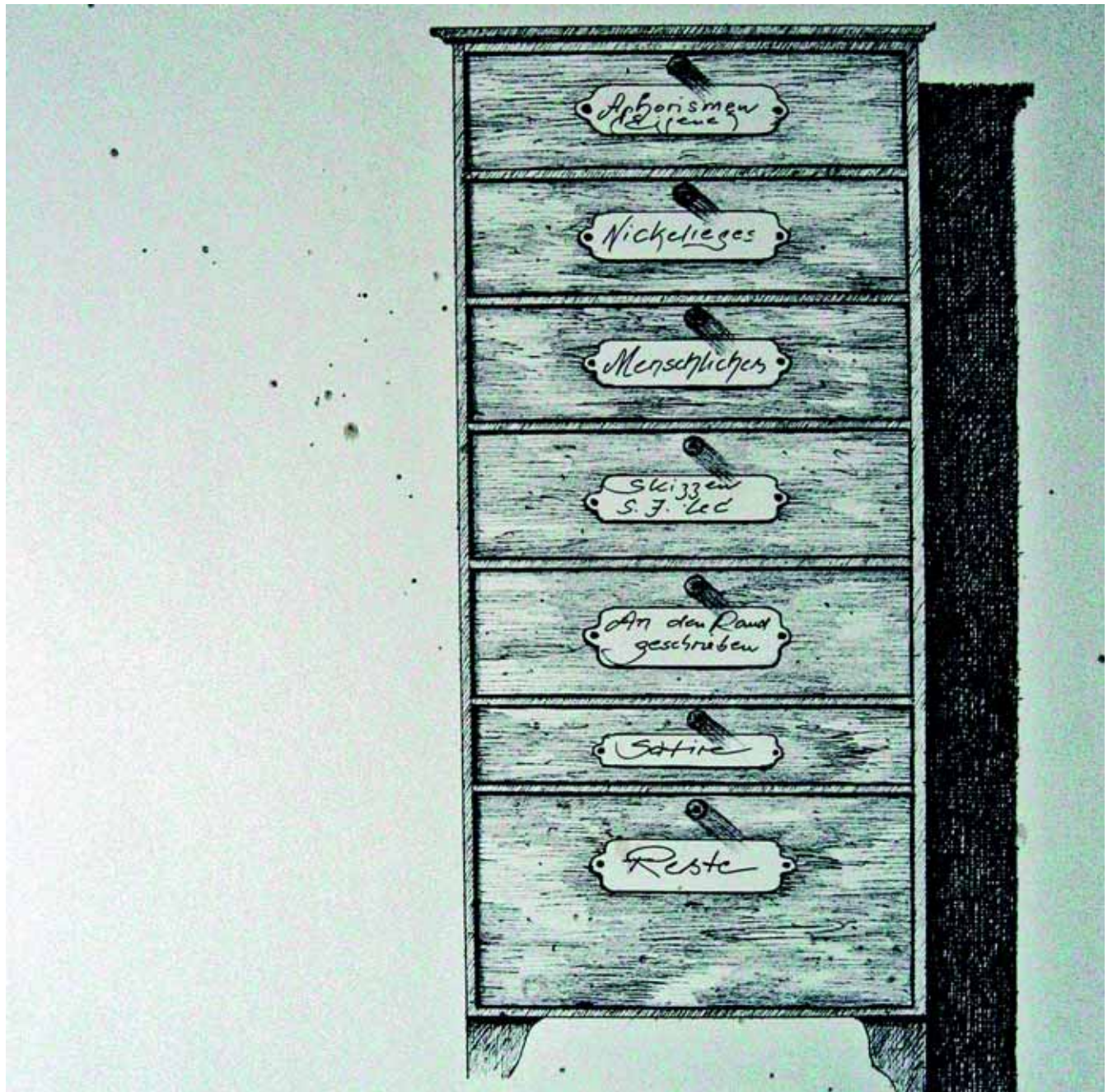
Und mit diesen Leseerlebnissen schließt die Autobiographie. Der letzte Satz:

„Ich hatte gedacht und gelitten – ich war kein Kind mehr.“



„Gedacht und gelitten“: diese Doppelformel wollen wir uns merken. Der Backfisch – so muss man wohl mit dem angemessenen alten Ausdruck sagen – setzt sein kindliches Schreiben fort. Am 14. Geburtstag schreibt sie an ihre Gouvernante:

„Ich hatte den Entschluss kundgegeben, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Der Tadel kam so streng wie noch nie.“



„Manuskripte vermodern im Schranke oder reifen darin.“

Die Stiefmutter schickt literarische Proben an einen sachverständigen Bekannten, den man heute noch kennt: den schon seinerzeit berühmten Dramatiker Franz Grillparzer. Der zieht sich vorsichtig aus der Affäre:

„Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe.“

Jetzt ist sie 18 Jahre alt, und das heißt nicht wie bei einem Mann: Abitur und Studium, sondern: Heirat. Sie heiratet den Cousin, weil es „ausgemacht“ ist, natürlich in der Schlosskapelle. Nach der Hochzeit nehmen die Eheleute Wohnung in Wien, die der Ehemann so eingerichtet hat, wie es jedermann macht:

„Wenn eine Frau sagt: jeder, meint sie: jedermann. Wenn ein Mann sagt: jeder, meint er: jeder Mann.“

„Wenn mein Herz nicht spricht, dann schweigt auch mein Verstand, sagt die Frau. Schweige, Herz, damit der Verstand zu Worte komme, sagt der Mann.“

War es Liebe?

„Es gibt Frauen, die ihre Männer mit einer ebenso blinden, schwärmerischen und rätselhaften Liebe lieben wie Nonnen ihre Klöster.“

Ist es eine Vernunftehe?

„Eine Vernunftehe schließen, heißt in den meisten Fällen, alle seine Vernunft zusammennehmen, um die wahnsinnigste Handlung zu begehen, die ein Mensch begehen kann.“

Es ist ja, wie sie weiß, mit der Vernunft manchmal so eine Sache:

„Es gibt Fälle, in denen vernünftig sein feig sein heißt.“

Oder will sie das einfach so?:

„Was du zu müssen glaubst, ist das, was du willst.“

Gilt der folgende Aphorismus als Trost? Braucht es überhaupt einen?

„Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehasst.“

Fragen über Fragen. Jedenfalls: So sehr der junge Moritz die Bildung der Kusine fördert, so sehr erschwert der Ehemann ihr später die literarische Arbeit. Er ist Professor und Militärwissenschaftler und äußerst erfolgreich. Das schließt bittere Erfahrungen in seinem Berufsleben nicht aus. Seine Frau hat Erfolg immer skeptisch gesehen:

„Die Erfolge des Tages gehören der verwegenen Mittelmäßigkeit.“

„Der Ruhm der kleinen Leute heißt Erfolg.“



1848 ist aber nicht nur das Jahr der Hochzeit, es ist auch das Jahr der „Schreckensherrschaft des Pöbels“, so heißt die Revolution aus dieser Perspektive. Ein Grenadierregiment, das gegen die aufständischen Ungarn in den Krieg ziehen soll, meutert. Soldaten kämpfen gegen Soldaten, Barrikaden, Straßenkämpfe. Der Kriegsminister, mit dem Ehemann Moritz mehrfach auf Dienstreisen war, wird getötet, der Kaiser flieht, Wien ist vorübergehend in der Hand der Aufständischen. Die Eheleute leben einige Jahre in der Provinz, in Znaim, wo der Ehemann an der Militärakademie lehrt, 1856 wieder in Wien. 1858 erscheint „Aus Franzensbad“, eine Satire auf die höhere Gesellschaft, natürlich anonym: Briefe einer Kurenden an ihren Arzt. Brief und Tagebuch: diese literarischen Gattungen stehen Frauen bevorzugt zur Verfügung. Die junge Schriftstellerin gibt sich hier witzig, keck, sie verfasst eine Rundum-Satire. Proben ge-

fällig? Es geht gegen die Literaturpäpste der Zeit:

„O dass ich nicht Frau Gervinus heiße oder Frau Julian Schmidt. Ich schriebe Ihnen eine Geschichte der deutschen Wannen-Dichtung und eine Geschichte der letzten hundert Jahre deutscher Hecken-Literatur, die sich selbst sehr sauber gewaschen und andere ganz glatt geschoren hätten.“

Es geht gegen die neue Geldaristokratie, aber auch gegen Adel und Standesdünkel:



Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, Öl auf Leinwand, Karl von Blaas, 1873

„Der mächtige aristokratische Leu ist in ein kriechendes Katzensgeschlecht degeneriert, das die Füße der Mächtigen leckt und die Schwachen kratzt.“

Am ärgsten bekommen es die Frauen ab.

„Zu den Eigenschaften, welche die Wiener Damen-élégance besitzen muss, gehören: tadellose Toilette, ein Auftreten so sicher, dass es nur aus jener grenzenlosen Ignoranz auf fremdes Verdienst entspringen kann, die von diesen gro-

ßen Kindern mit in das Grab genommen wird, Unhöflichkeit gegen alle, die nicht zur eigenen Sippschaft zählen, die Fertigkeit, dieselben Albernheiten in verschiedenen Sprachen zu sagen.“

„Wo aber hätten die Töchter unserer Aristokratie Gelegenheit gehabt, zu denken und zu leiden?“

Der Arzt schreibt ihr in der Fiktion schon:

„Das Buch von Euer Gnaden ist ein gefährliches Buch, besonders gefährlich für Euer Gnaden selbst. Sie werden Feinde ernten.“

Eine Fürstin verweigert die Annahme einer Tragödie „wegen Ihrer feindseligen Charakterisierung des Adels in ‚Aus Franzensbad‘“. Da muss sie zurückstecken. Schon 1880 erwähnt sie ihre Adelsschelte nicht mehr. Sehr viel später, 1916:

„Ich habe gegen das Büchlein „Aus Franzensbad“ dieselbe Abneigung, die manche Mutter gegen ein vor der Ehe geborenes Kind hat.“

In den „Aphorismen“ heißt es nur sehr allgemein:

„Alle historischen Rechte veralten.“



Aphorismen? Ja, in dieser Zeit beginnt sie auch mit dem Schreiben von Aphorismen!

„Einen Gedanken verfolgen – wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwin-

det sich uns, und die Jagd beginnt von neuem. Der Sieg bleibt zuletzt dem Stärkeren. Ist es der Gedanke, dann lässt er uns nicht ruhen, immer wieder taucht er auf – neckend, quälend, unserer Ohnmacht, ihn zu fassen, spottend. Gelingt es aber der Kraft unseres Geistes, ihn zu bewältigen, dann folgt dem heißen Ringkampf ein beseligendes, unwiderstehliches Bündnis auf Leben und Tod, und die Kinder, die ihm entspringen, erobern die Welt.“

Die Jagd, der Ringkampf, das Erobern, das Bündnis auf Leben und Tod: sicher zu pathetisch für unsere heutigen Ohren, dass sie den Ausdruck „einen Gedanken verfolgen“, den wir so gedankenlos gebrauchen, uns einmal ernst genommen vor Augen stellt, bleibt allerdings verdienstvoll genug. – Aber Aphorismen nur erst nebenher. Vor allem geht es jetzt um das Große, das Drama. Und sie denkt auch groß:

„Ich wollte der Shakespeare des 19. Jahrhunderts werden.“

Das bedeutet mehr als 15 Jahre Versuche mit heroischen Frauengestalten, und 15 Jahre Enttäuschung:

„meine Leidensjahre“.

Sie mag sich mit Spott gewappnet haben:

„Es darf so mancher Talentlose von dem Werk so manches Talentvollen sagen: Wenn ich das machen könnte, würde ich es besser machen.“

„Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die zweiten verdunkeln sie.“

Oder ob sie sich so getröstet hat?

„Und ich habe mich so gefreut! sagst du vorwurfsvoll, wenn dir eine Hoffnung zerstört wurde. Du hast dich gefreut – ist das nichts?“

„In der Fähigkeit, einen edlen Wunsch intensiv und heiß zu nähren, liegt etwas wie Erfüllung.“

An Fanny Lewald, die eine Generation ältere Schriftstellerin, schreibt sie, ohne Spott und ohne Trost, dafür mit glasklarer Analyse:

„Meine Laufbahn ist eine dornenvolle gewesen, ich blicke nicht gern auf sie zurück. Von zwei Welten musst du eine wählen‘ heißt es mit Recht, nun – das habe ich nicht tun dürfen. Ich habe trachten müssen zu paktieren, ich habe suchen müssen, mich in zwei Welten zurechtzufinden. Auf diese Weise lässt sich nichts Großes leisten, höchstens hie und da ein wenig Gutes. Und etwas wird man dabei – ausbündig nachsichtig.“

Sie nutzt die Gelegenheit, ihre Gesellschaft zu beobachten, und entwickelt die knappste Form dafür:

„Du kannst so rasch sinken, daß du zu fliegen meinst.“

„So mancher meint ein Don Juan zu sein und ist nur ein Faun.“

„Alberne Leute sagen Dummheiten, gescheite Leute machen sie.“

„Die größte Nachsicht mit einem Menschen entspringt aus der Verzweiflung an ihm.“

„Lieber von einer Hand, die wir nicht drücken möchten, geschlagen, als von ihr gestreichelt werden.“

Die moderne Biographin, mit allen psychoanalytischen Wassern gewaschen, sieht in jeder Schreibfeder ein sexuelles Symbol, in jedem Sturz vom Pferd einen „Fehltritt auf dem Pfad der Tugend“. 1860 so etwas wie eine Affäre, ein Krisenjahr also, die Ehe gefährdet? Schwamm drüber: das hat Ebner-Eschenbach schon selbst gründlich besorgt. Ab 1862 wissen wir auch unmittelbar von ihrem Leben aus den Tagebüchern. Kurze Notizen stehen da:

„Schöner warmer Tag. Längere Promenade. Abends Partie.“

Was hat sie gelesen? Was gesehen? Was gearbeitet? Welche Kritiken gab es? Viel Familie:

„Moriz unwohl.“ „Adolph aus Kroatien zurück.“ „Es wird bestimmt, dass wir in das Bad nach Ems gehen.“

Das ist eher für den Spezialisten aufschlussreich, es sei denn, man fragt sich, wer denn dieses „Es“ sei, das das „bestimmt“. Pflichtbesuche, hin und her:

„Visiten ohne Ende.“

„Die Langeweile ist eine Halbschwester der Verzweiflung.“



Auch die Kriege von 1866 bis 1914, die Weltausstellung, der Börsenkrach 1873, politische Krisen spiegeln sich. Aber hier und da bekommen wir doch auch kurze, tiefe Einblicke in ihre Verfasstheit. 31. Dezember 1862, die 32jährige junge Frau:

„Ich gratuliere mir, dass wieder ein Jahr überstanden ist. Ich kondoliere mir, dass wieder eins anfängt!“

12. September 1864:

„Der letzte Tag meines 33. Jahres. Lieber Gott, lass mich das Ende des nächsten zufriedener mit mir selbst oder gar nicht erleben.“

13. September 1866:

„Heut vor 36 Jahren habe ich eine große Dummheit begangen, die nämlich, geboren zu werden.“

An Silvester 1871 ist die Bilanz freundlicher:

„Ein gutes Jahr. Es hat mir viele glückliche und arbeitsfrohe Stunden gebracht.“

Juni 1873:

„Wäre noch ein Funken Lebensmut in mir, er müsste aufsprühen, aber es ist alles tot, alles erloschen.“

Dass sie sich ihre Arbeit gegen die Umwelt erkämpfen muss, wird immer deutlich:

„Ich hoffte, fleißig sein zu können, und konnte gar nichts tun als schwatzen.“

„Gar nichts gearbeitet – den ganzen Vormittag nicht eine halbe Minute Zeit für mich.“

„Was ich unfassbar finde: Wie die Meinen glauben können, mein Interesse für meine Schriftstellerei würde meine Liebe für sie schädigen.“

Tja, „die Meinen“ und der Beruf:

„Wenn dieses Lustspiel gelänge und einen guten Erfolg erringen würde, hätten die Meinen vielleicht nichts mehr einzuwenden gegen die Ausübung meines Berufes. Das ist er ja doch. Aber freilich ist der künstlerische Beruf einer Frau

überhaupt ernstzunehmen? Wenn er sich nicht gleich von allem Anfang an durch eine unwidersprechlich große Leistung kundgibt, wer wird an ihn glauben?“

Dabei weiß sie theoretisch doch:

„Ganz aufgehen in der Familie heißt ganz untergehen.“

Im günstigsten Fall kann sie notieren:

„Vormittags sehr fleißig gearbeitet.“



Sie ist mit den Größen ihrer Zeit bekannt, Dramatikern, Theaterdirektoren, so mit Ferdinand von Saar, der zu den bedeutendsten realistischen Erzählern der Zeit gehört, mit Friedrich Halm, richtig: Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen, der zu den beliebtesten Bühnenaufgebern gehört, mit Heinrich Laube, dem Burgtheaterdirektor. Mit Friedrich Hebbel steht sie 1861 in Konkurrenz für den Schillerpreis; er bekommt ihn. Zwei Jahre später sind sie sich auch begegnet. In *seinem* Tagebuch, 4. Januar 1863:

„War gestern in Gesellschaft. [...] Amüsierte mich gut, besonders mit einer Gräfin, die recht gut sprach und mir interessante Dinge erzählte. [...] Sie ist an einen Baron Ebner verheiratet und leider, wie ich später erfuhr, eine heimliche Schriftstellerin.“

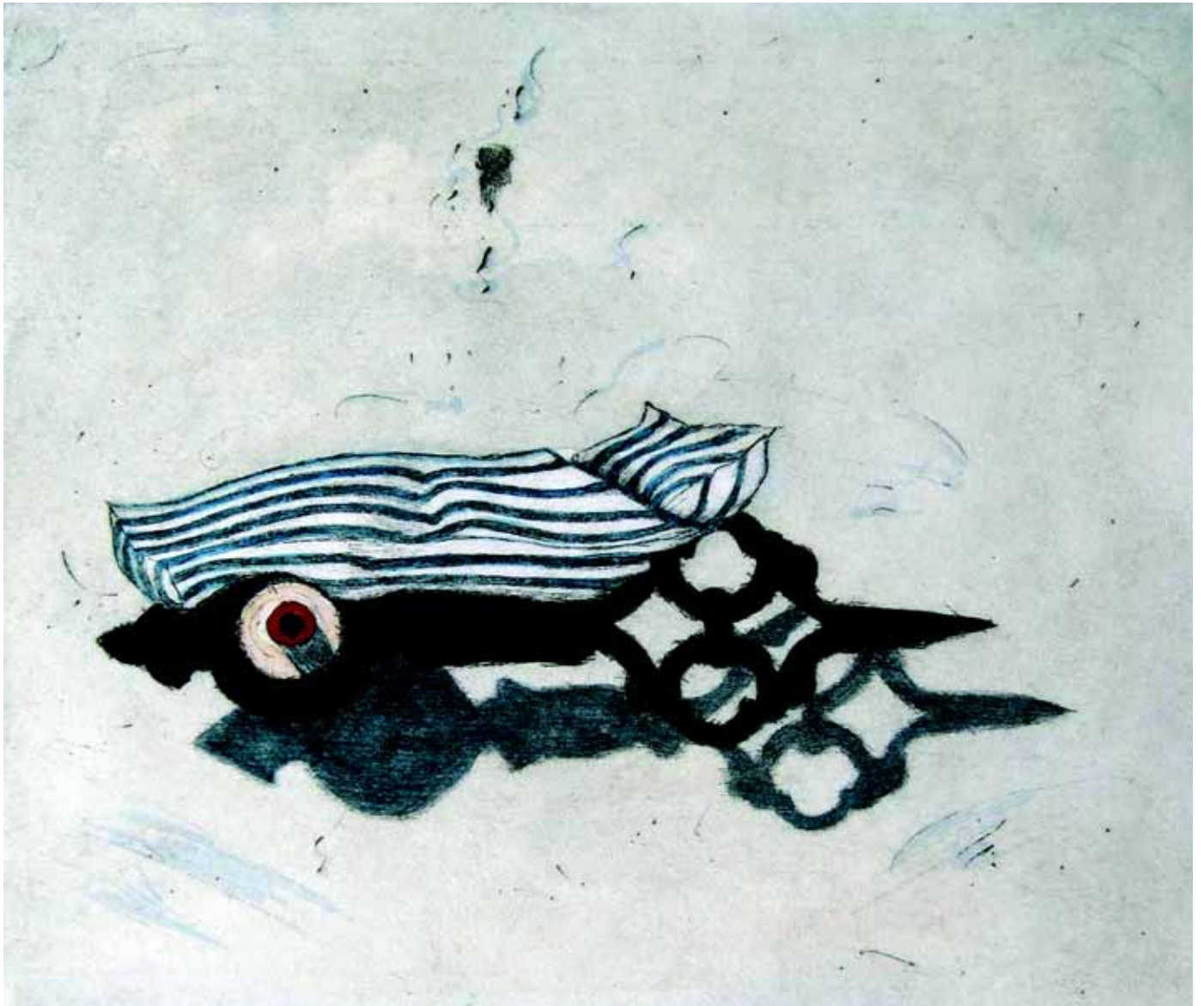
Bekanntschaften, Freundschaften: auch ein nachdenkenswertes Thema:

„Du wüßtest gern, was deine Bekannten von dir sagen? Höre, wie sie von Leuten sprechen, die mehr wert sind als du.“

„Beim Wiedersehen nach einer Trennung fragen die Bekannten nach dem, was mit uns, die Freunde nach dem, was in uns vorgegangen.“

Hervorzuheben ist die Freundschaft mit Franz Grillparzer:

„Dass ich mit Grillparzer verkehren, dass ich ihn sprechen höre, dass ich ihm auch sagen durfte, wie groß und unendlich meine Bewunderung für ihn ist, bleibt mir ein Reichtum für den Rest meines Lebens.“



„Wer meint es mit der Zukunft nicht schlechter als mit der Gegenwart?
Wer freut sich nicht, wenn er das Heute auf Kosten des Morgen entlasten kann?“

Seinen Tod 1872 empfindet sie als großen Verlust; sie verfasst „Meine Erinnerungen an Grillparzer“. – Nebenbei ein Wort zum möglichen Aphoristiker Grillparzer: Er führt zwar von 1804 bis 1871 ebenfalls Tagebücher, in die auch Texte eingehen, die man als Aphorismen verstehen kann. Sein Tagebuch ist aber ganz überwiegend genau von der Struktur, die Friedrich Hebbel unbedingt vermeiden will:

„Mittags beim Gesandten gegessen.“ „Die Neigung zu Luzie wieder erwacht.“

Sie hat also, würde man heute sagen, beste connections, das nützt alles nichts: Große Tragödien müssen eine Bühne finden, das ist eine Tragödie; im Juli 1867:

„Es ist einmal wieder eines meiner Kinder gestorben, bevor es auf der Welt war.“

In den Aphorismen:

„Wir sind so eitel, dass uns sogar an der Meinung der Leute, an denen uns nichts liegt, etwas gelegen ist.“

Von solcher Eitelkeit kann die junge, den Erfolg suchende Schriftstellerin nicht frei gewesen sein. Die Kritiken sind nicht zimperlich. Sie erlebt sie nicht nur als „persönliche Angriffe“, sondern auch als „öffentliche Erniedrigung“. 1867 ist das Fass voll:

„Moriz nimmt die Sache doch mir ein wenig übel. Noch eine solche Kritik und ich werde für die Bühne überhaupt nicht mehr schreiben dürfen.“

„Du trägst meinen Namen, ich will ihn nicht in solcher Weise verunglimpft sehen. Er hat das Recht so zu sprechen – ich sehe es ein.“

Das mit dem Namen ist keine einmalige Vorhaltung; 1874 liest man dasselbe. Und im Jahr darauf:

„Gegen die Herausgabe meiner Erzählungen hat Moriz nichts einzuwenden. Sein Gespräch mit Ida über die Theaterstücke: Sie werden begreifen, dass ich meinen Namen nicht in dieser Weise in allen Zeitungen genannt sehen will. Er hat Recht.“

Aber, so in den Aphorismen:

„Wir sind leicht bereit, uns selbst zu tadeln, unter der Bedingung – dass niemand einstimmt.“

„Unerreichbare Wünsche werden als ‚fromme‘ bezeichnet. Man scheint anzunehmen, daß nur die profanen in Erfüllung gehen.“

Hier ist sie mitleidlos:

„Wer in die Öffentlichkeit tritt, hat keine Nachsicht zu erwarten und keine zu fordern.“

Sie verlegt sich auf Lustspiele und hat 1869 wirklich einen ersten Bühnenerfolg. Aber die Ihren:

„Es kränkt mich, dass ich so aus den Kreisen der Meinen herauswachse. Wenn ich mich denen nicht verständlich machen kann, die mir einen so guten Willen mich zu verstehen entgegenbringen, dann liegt der Fehler an mir. [...] Es heißt mich arg missverstehen, wenn man behauptet, meine freisinnigen Ideen seien eine Folge der schnöden Behandlung, die Moriz erfährt. Meine freisinnigen Ideen sind nicht eine Folge meiner Entrüstung, sie sind älteren Datums.“

Der Ehemann ist offensichtlich Opfer einer Intrige geworden. Sie sucht den Fehler jedenfalls bei sich. „Freisinnige Ideen“ hat sie. Vier Jahre später folgt das „Waldfräulein“, humorvoll, aber auch mit scharfer Sozialkritik, „freisinnig“ eben.

„Einer der qualvollsten Tage meines Lebens. Mit Moriz in das Theater – lag von 7 bis ½ 10 auf der Folter. Nach dem letzten Aufzuge hörte ich mehr Zischen als Applaus. Eine rechte Pein – und das tut man sich freiwillig an? – Nein, nein – nicht freiwillig.“

„Ich weiß auch nicht, wie ich zu der persönlichen Gehässigkeit komme, die mir in allen Journalen ohne Ausnahme bewiesen wird. Unter der Flut von Beschimpfungen, die auf mich niederhagelte, wagte ich mich kaum auf die Gasse.“



Zu gern würden wir einen Blick in das Innenverhältnis der Eheleute tun. Geben die Tagebücher etwas her?

„Soweit die Erde Himmel sein kann, soweit ist sie es in einer glücklichen Ehe.“

Spricht sie hier von sich? Im Kriegsjahr 1866:

„Wir brachten einen heimlichen, heitren Abend zusammen zu, obwohl Moriz das Gespräch auch auf meine unglückliche Liebe zur Bühnenschriftstellerei brachte. Aber alles im Guten, wie er es ja meint.“

„Voll Bewunderung für Moriz, der unter den ungünstigsten Umständen rastlos eifrig an der Lösung seiner großen Aufgaben arbeitet. Ich sagte ihm aber heute: Du heißt leicht fleißig sein. In Deiner, das heißt: in unserer Familie nimmt es Dir niemand übel, dass Du Seeminen legen willst, während Du meine armen Theaterstücke am liebsten in die Luft sprengen möchtest.“

Im Jahr darauf:

„An Moriz: ‚Wir haben uns in dieser letzten Zeit das Leben nicht leicht gemacht – es wird besser werden. Werde ich aber die Schriftstellerei lassen können? O könnt ich sie lassen!‘“

Und 1877; ihre Schriftstellerei ist wohl jahrelang eine „unglückliche Streitfrage“:

„Wir speisten in der Metropole, wo Moriz einen Vortrag hielt (mit lauter Stimme) über die Pflichten, die eine Frau in meiner Stellung gegen – sich selbst hat. [...] Ich glaube, es hat ihm leid getan, dass er so unmotiviert die unglückliche Streitfrage wieder aufs Tapet brachte.“

Selten einmal werden wir Zeugen einer Diskussion unter den Eheleuten:

„Erörterung mit Moriz. Er sagt: Jeder, der Waffen tragen kann, trage sie, der Mensch ist ein Kampfwesen. Ja – der rohe, der Naturmensch, meine ich. Der zivilisierte richtet vor allem andern den Kampf gegen sich selbst, gegen seine eigenen Leidenschaften und Schwächen.“

Hören wir da schon die Aphoristikerin, die sich an Montaigne zum Beispiel schult? In den Tagebüchern der 70er Jahre bilden sich die Bemühungen um ein eigenes Werk fortlaufend mehr

ab, aber weg vom Theater, hin zu Novelle, Roman und – Aphorismus. März 1874/September 1875:

„Nun schreibe ich meine Erzählung ‚Ein Spätgeborener‘ zu Ende und scheide ein für alle Mal von meinem Wahn, dass ich es vielleicht doch noch zu einer tüchtigen dramatischen Leistung bringen werde.“

„Noch eine Beratung mit Ida über die Aphorismen.“

„Die Aphorismen an Hofrat Falke expediert.“



Sie leidet viel unter Kopfschmerzen und Trigeminus. Ihr Mann ist weiter abweisend; Januar 1874:

„Noch immer Gesichtsschmerz. Abends wurden sie fürchterlich. Mein armer Moriz braucht viel Geduld mit mir und hat sie. Aber – die Schriftstellerei, die Schuld an allen meinen Leiden ist, sollte ich aufgeben.“

Kurzgefasst: Das Schreiben macht sie krank und beschmutzt seinen Namen. Ändert sich seine Einstellung mit ihrem Erfolg? Mai 1887:

„Moriz hat das Gemeindekind in zwei Tagen ausgelesen und ist sehr zufrieden.“

Kaum. September 1889:

„Mit Moriz über die leidige Schriftstellerei gesprochen. Ist ihm noch immer antipathisch, aber er gibt zu, dass ich nichts dafür kann. Meine lieben Lieben, glaubt nur nicht, dass Ihr verkürzt werdet um meiner papierenen Kinder willen.“

Sie hat dagegen einen Kreis von sachverständigen Freundinnen, Schriftstellerinnen: Betty Paoli, Louise von François, allen voran Ida Fleischl, von der wir schon hier und da hörten. Sie ist Jüdin, das wird nicht thematisiert, ist aber gerade in der Zeit des wachsenden Antisemitismus unbedingt zu bemerken. Nach der ersten Begegnung hält Marie Ebner über sie im Tagebuch fest:

„ein ganzer Mann“.

Allein zwischen 1871 und 1878 ist sie dort tausendmal erwähnt; Idas Bild stand immer auf ihrem Schreibtisch. Dezember 1871:



„Wer in die Öffentlichkeit tritt, hat keine Nachsicht zu erwarten und keine zu fordern.“

„Idas Ratschläge sind unschätzbar.“

In den Aphorismen:

„Ein wahrer Freund trägt mehr zu unserem Glück bei als tausend Feinde zu unserem Unglück.“

1873 stirbt ihr Vater.

„Mit unsern Eltern begraben wir die Vergangenheit, mit unsern Kindern die Zukunft.“

„Beim Tode eines geliebten Menschen schöpfen wir eine Art Trost aus dem Glauben, dass der Schmerz über unseren Verlust sich nie vermindern wird.“

Ihr Mann ist viel und lange auf Reisen. Er macht unliebsame Reformvorschläge für das Militär und wird zwangspensioniert.

1876 beginnt mit dem Vorabdruck der Erzählung „Božena“ in der „Deutschen Rundschau“ der Erfolg, aber sie bleibt vorsichtig:

„Auf etwas anderes als Tadel von Seite unserer Kritiker mach ich mich nicht gefasst und danke ihnen und Gott, wenn sie nur schweigen! Jetzt, gerade in diesem Augenblick, wäre mir, da meine Familie meine literarischen Misserfolge sehr hoch aufnimmt, ein solcher doppelt peinlich.“

Der Ehemann und die Familie bleiben abweisend:

„Hoffe, dass Moriz mit „Božena“ auch einverstanden sein wird. Lieb wäre ihm, wenn ich gar nichts mehr schriebe.“

Und der Verleger?

„Ich werde nie wieder das Werk einer Frau veröffentlichen.“

Dabei gibt es bis 1906 zwölf Auflagen in 10.000 Exemplaren. Die Autorin und die Kritik; 1899:

„Wie sollte ich Respekt haben vor der Kritik? Bei mir ist von allem, was sie mir prophezeiten, das Gegenteil eingetreten. Die ersten Erzählungen wurden durchaus wohlwollend aufgenommen und versagten völlig. „Božena“ erfuhr Tadel und Hohn und lebt heute noch und wird von demselben Kunstrichter, der sie bei ihrem Erscheinen in den Staub trat, für meine beste Arbeit erklärt. Und so ist es weitergegangen bis auf den heutigen Tag.“

„Auf den Eisenbahnen in Amerika gibt es einen Waggon für

die Neger. In den Büchern über Literaturgeschichte gibt es ein eigenes Kapitel für die Frauen.“



Sie sammelt – nebenbei – leidenschaftlich Uhren; es spricht für ihren Hang zur Gründlichkeit und ihren Bildungseifer, dass sie 1879 eine Ausbildung zur Uhrmacherin macht. Und dass sie ebenso leidenschaftlich Zigarren raucht und sogar ein Sonett darüber verfertigt, ist auch eine Facette, die in das gesamte biographische Bild gehört. Aber die Kunst! Februar 1878:

„Kann denn eine so Zerrissene wie ich bin, so von hundert Pflichten, (gern erfüllten) Ansprüchen, Verbindlichkeiten hin- und hergezerterte Person etwas Nennenswertes in der Kunst leisten?“

„Zerrissen“ also nach eigenem Urteil durchaus! Und im Tagebuch häufen sich die Eintragungen:

„Gehetzte Tage.“ „Kopfschmerzen – rasende Schmerzen.“

Psychosomatisch, mit dieser Diagnose werden wir heute schnell, vielleicht zu schnell reagieren. Der Rat des Arztes:

„Bummeln Sie, meine gnädige Frau! Bummeln Sie!“

Für den frühen verehrenden Biographen ist das wichtig:

„Sie versäumte nach wie vor in Zdislawitz so wenig wie daheim in Wien keine ihrer Pflichten. Wer sie als Hausfrau, als fürsorgliche Tante und Großtante, als munterste Festgeberin und Spielleiterin kindlicher Haustheater oder am Krankenbett alter und junger Lieben mit dem Einsatz aller Kräfte walten sah, als ob sie nichts anderes auf Erden zu tun hätte, konnte nicht verstehen, wie sie [...] Zeit für ihre künstlerischen Leistungen fand.“

Neben ihren Pflichten also die künstlerischen Leistungen: In „Božena“ hat man schon den aphoristischen Stil zu sehen gemeint:

„Die größte Freude der Menschen ist Lästern, die Besten zu lästern, denn die Schlechten, da zählt sich's nicht aus.“

Jetzt endlich auch richtige Aphorismen, denn:

„Bevor aus deinem Stil etwas werden kann, muss aus dir selbst etwas geworden sein.“

„Ich war längst nicht mehr jung, hatte gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht, bevor ich Umschau hielt in meinen Manuskripten, eine Auswahl von dreihundert Aphorismen traf und sie veröffentlichte.“

„Zu Hause mit dem Tapezierer konferiert. Die Aphorismen abgeschrieben.“

„Das erste Urteil über mein Büchlein erfuhr ich durch eine zwanzigjährige Hausgenossin.“

Von dieser Hausgenossin ist der fachliche Kommentar überliefert:

„Ach, Frau Baronin, wenn ich mich hinsetzen wollte, in einer Stunde hätte ich ein solches Buch beisammen.“

Julius Rodenberg lehnt sie für die „Deutsche Rundschau“ ab! 1877 und 1878 sind zum ersten Mal dreißig solcher Texte in der Wiener Zeitschrift „Dioskuren“ erschienen. Darin der – wie ihr erster Biograph meint – prophetische Satz:

„Nur, was für die Gegenwart zu gut ist, ist gut für die Zukunft.“

Wie aber sind sie entstanden? 70 Notizbücher haben sich erhalten mit Korrekturen, Abschriften, Listen, neuen Zusammenstellungen. Sie hat an ihren Texten permanent gefeilt. 23 Jahre lang hat sie an den ersten 300 Aphorismen gearbeitet. Das allein ist aber keine Qualitätsgarantie. Gelitten und nachgedacht: an diesem Zusammenhang muss etwas sein. In den Aphorismen selbst liest sich das verallgemeinert so:

„Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauche entfalten sich die Seelen.“

„Es schreibt keiner wie ein Gott, der nicht gelitten hat wie ein Hund.“

Sie ist jedenfalls die einzige nicht, die das behauptet hat, das zieht sich durch die ganze Geschichte des Aphorismus. Joseph Joubert in seinen Reflexionstagebüchern um 1800:

„Man ist meistens nur durch Nachdenken unglücklich.“

Paul Valéry in seinen Heften 100 Jahre später:

„Wie selten denkt man zu Ende ohne zu seufzen. Am äußersten Ende jedes Gedankens wartet ein Seufzer.“

Jules Renard, aus seinem Journal um 1900:

„Der Geist lebt auf Kosten des Körpers: Wenn du dich wohlfühlst, denkst du schlecht.“

Elias Canetti in seinen Aufzeichnungen aus Hampstead 1954-1971:

„Es soll nichts zu Erkenntnis werden, was einen nicht erbarmungslos gequält hat. Alle anderen Einsichten haben mathematischen oder technischen Charakter. Ihre Folgen ereilen uns, weil wir sie nicht erlitten haben.“

Stanislaw Jerzy Lec hat es positiv gewendet, ohne positiver zu denken:

„Es ist nicht ausgeschlossen, zwischen dem einen Gedanken und dem anderen – glücklich zu sein.“

Und klipp und klar bei Emile Cioran:

„Leiden heißt Erkenntnis produzieren.“



In diesem Sinne nachgedacht oder nicht: Alle bedeutenden Verleger haben – wieder einmal – abgelehnt, nur der kleine Verlag Eberhardt in Berlin wagt den Druck der 300 Aphorismen. Tagebuch, 2. Januar 1880:

„Heute sind 10 sehr schön eingebundene Exemplare der Aphorismen angekommen.“

„Dreihundert Aphorismen um drei Gulden? Wer wird das kaufen? Kommt das Stück auf einen Kreuzer, das ist zu teuer.“

Sie verschickt viele Exemplare an Verwandte und Bekannte und erhält „sehr liebe“ Briefe. Die Anerkennung der Familie ist ihr so wichtig, dass sie zum Bruder eigens festhält:

„Adolph stellte eine Statuette vor mich hin: Für die Aphorismen. Wenn Du auch nicht in weiten Kreisen Anerkennung findest, im Familienkreis wenigstens sollst Du sie finden.“

Sogar der König, trägt ihr die Schwester zu, sei begeistert:

„Von dem Buch ihrer Schwester Aphorismen konnte ich



Marie von Ebner-Eschenbach und ihr Ehemann Moritz Ebner-Eschenbach, der Sohn ihrer Tante Helen; um 1865

mich gar nicht trennen.“
Wenn das keine Anerkennung ist! Fanny Lewald, die arrivierte Schriftstellerin, schreibt an einen Bekannten (der es natürlich weiterträgt):

„Mit bestem Dank die Aphorismen zurück, die ein wahres Buch der Weisheit sind, und mir viel lieber als die Maximes von Laroche-foucauld.“

Das ist doch der angemessene Vergleich! Von einem anderen Bekannten zitiert sie:

„Ich gebe für dieses Buch den ganzen Heyse hin (na, das ist stark), und den ganzen Sacher-Masoch obendrein.“

Auch vereinzelte nicht-private Anerkennung findet sie sofort, „der Originalität wegen“, wie ihr ein Verleger schreibt. Und der Verleger der Aphorismen meldet schon Anfang Februar:

„Auch wird es mir zur Gewissheit, dass die erste Auflage ihres Büchleins abgesetzt wird. Für die nachfolgende zweite müssen wir eine Überraschung in petto halten.“

Die Rezensionen sind anfänglich wieder tadelnd, auch bösartig, im Ganzen, „wenn man zu lesen versteht“, „eigentlich eher günstig“, wie es in Briefen an sie schonend heißt. Dann aber gibt es überraschenderweise Zuspruch von der Kritik:

„Die Wiener allgemeine Zeitung enthielt am 2. Juni eine äußerst günstige Besprechung der Aphorismen.“

Der Rezensent der „Deutschen Rundschau“ hebt sie aus der Masse der gleichzeitig erscheinenden Gedankensplitter oder Gedankenspäne heraus, betont ihre Lebensklugkeit und Herzensgüte:

„Nicht, als ob wir im Allgemeinen Freunde dieser Gedankenspäne wären, welche – um gleichfalls aphoristisch zu reden – in den meisten Fällen entweder nicht ausreichen, um mehr oder besseres daraus zu machen, oder als Abschnitzel übrig geblieben sind. Die Aphorismen der Frau von Ebner-Eschenbach verdienen höher geschätzt zu werden.“

Die Rezension der „Frankfurter Zeitung“ hebt sie im Tagebuch auf: *„Die Aphorismen bekunden einen so großartigen Weltüberblick, dass ich durchaus nicht anstehe, diese Denksprüche als das absolut Wertvollste zu bezeichnen, was die deutsche Gnomen- und Spruch-Literatur aufzuweisen hat. [...] Bewundernswert ist die Form dieser Aphorismen, die Gestaltung zu kurzen Blitzen, welche sonnenklar die weitesten Strecken des Herzens und Lebens beleuchten. Diese unvergleichliche und unnachahmliche Kürze ist eine großartige literarische Leistung.“*

Und wie heißt es in den Aphorismen?:

„Es ist schwer, den, der uns bewundert, für einen Dummkopf zu halten.“

Neue Aphorismen entstehen. Im September 1880:

„Von Ida viele Aphorismen gebilligt.“

Oktober 1881:

„Korrekturen der Aphorismen.“ „Zu Ida. Die Aphorismen abgeholt.“

Und wie steht es mit der „Konkurrenz“? 8. Januar 1881:

„Wieder Schopenhauer. Aphorismen zur Lebensweisheit. Schön, schön, schön!“

Die französischen Moralisten haben sie vor allem thematisch aufs tiefste beeinflusst. Das merkt man in manchen Fällen allzu deutlich:

„Wir müssen immer lernen, zuletzt auch noch sterben lernen.“ „Es gibt nichts Böses, freilich auch kaum etwas Gutes, das nicht schon aus Eitelkeit getan worden wäre.“

Der strenge Kritiker fragt sich dann, ob das noch ungebrochen so möglich ist:

„Die Laster sind untereinander näher verwandt als die Tugenden.“

„Wer sich mit wenig Ruhm begnügt, verdient nicht vielen.“

Wenn sie sich einmal auf konkrete Autoren bezieht, gibt sie zugleich ein aufschlussreiches Selbstporträt:

„Dilettanten haben nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern: Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues.“



Wahrheit, ein altes moralistisches Thema, aber sie gewinnt ihm trotzdem immer wieder Neues ab. Nur drei Beispiele:

„So manche Wahrheit ging von einem Irrtum aus.“

„Das Tüttelchen Wahrheit, das in mancher Lüge enthalten ist, das macht sie furchtbar.“

„Wir suchen die Wahrheit, finden wollen wir sie aber nur dort, wo es uns beliebt.“

Ist das gesellschaftskritisches und politisches Denken und Kampf gegen den sittlichen Verfall? Oder bleibt das im Privaten, in der bürgerlichen Hochschätzung von Bildung, Leistung und Persönlichkeit und blendet das Öffentliche: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft aus? Besteht sie auf Werten? Oder ist das nur mildtätiges Doktern am Symptom?

„Der Arbeiter soll seine Pflicht tun, der Arbeitgeber soll mehr tun als seine Pflicht.“

Sie wäre idealistisch? Dagegen ist das hier geradezu brutal materialistisch:

„Freundlichkeit kann man kaufen.“

Statt da eine vielleicht historisch ungerechte Wertung abzugeben, zeigen wir doch einfach ihre Klasse. Und das am besten im Vergleich. Karl Gutzkow heißt der geeignete Vergleich, Romanschriftsteller, Dramatiker, Kritiker, Zeitschriftenherausgeber und ... Aphoristiker. Schon „Wally die Zweiflerin“, die Heldin seines

skandalumwitterten Buches von 1835, trägt Aphorismen in ihr Tagebuch ein. Für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, ein Familienblatt im Stil der Zeit, das er 1852 bis 1862 leitet, verfasst er unter anderem aphoristische „Anregungen“. 1869 veröffentlicht er sie als „Denksprüche“ unter dem Titel „Vom Baum der Erkenntniß“. Also ein kleiner poetry slam, auch wenn wir die Lautstärke Ihres Beifalls nicht messen werden:

Gutzkow:

„Die Weisheit soll die Klugheit zur Dienerin haben. Jene thront, diese regiert.“

Ebner-Eschenbach:

„Der Weise ist selten klug.“

Gutzkow:

„Der Rath, den dir ein weibliches Herz ertheilt, wird immer der klügste sein.“

Ebner-Eschenbach:

„Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: – alle dummen Männer.“

Gutzkow:

„Das Dasein des Weibes ist eine stete Mahnung an den Mann, sein Streben innerhalb der Naturgrenzen zu halten.“



V.L.N.R.: Betty Paoli, Marie von Ebner-Eschenbach, Ida von Fleischl-Marxow

Ebner-Eschenbach:

„Wo wäre die Macht der Frauen, wenn die Eitelkeit der Männer nicht wäre?“

Gutzkow formuliert einen alten Gedanken, wie er ihn möglicherweise bei Goethe vorfindet, noch einmal:

„Gedanken werden nur dann gestaltend und schöpferisch, wenn sie an etwas Vorhandenes anknüpfen.“

Sie übertrifft ihn klar, sprachlich und gedanklich:

„Gedanken, die schockweise kommen, sind Gesindel. Gute Gedanken erscheinen in kleiner Gesellschaft. Ein göttlicher Gedanke kommt allein.“

Gutzkow predigt im Sinne der bürgerlichen Moral seiner Leser das Lob ehelichen Ausharrens und Aushaltens:

„Die erste Stelle im Paradiese werden diejenigen einnehmen, die sich in der Ehe getäuscht haben und doch ausharreten.“

Sie unterläuft das idealistische Pathos durch Witz:

„Ehen werden im Himmel geschlossen, aber daß sie gut geraten, darauf wird dort nicht gesehen.“

Gutzkow bleibt im Reiche des Sollens, das nicht im geringsten mit der Realität vermittelt ist:

„Die wahre Liebe ist die treue Begleiterin der Alltäglichkeit.“

Sie hingegen fängt das Idealistische mit Witz auf:

„An Rheumatismen und an wahre Liebe glaubt man erst, wenn man davon befallen wird.“

Er sucht ein Problem in der Freundschaft in verschlungener Hypotaxe zu fassen:

„Hat einmal eine Freundschaft den Höhepunkt ihrer Bewährung erreicht, etwa durch ein großes, von ihr gebrachtes Opfer, so tritt sie in eine gefährvolle Krisis, die nur zwei edle Menschen überstehen können.“

Sie witzig knapp:

„Es gibt wenig aufrichtige Freunde – die Nachfrage ist auch gering.“

Er mit einer ebenso verschlungenen wie idealistisch verstiegenen kalten Definition:

„Weise ist derjenige, der zugleich gut von Natur und gut aus Überzeugung ist. Mit andern Worten der, dessen Verstand ihn zwingen würde, gut zu sein, wenn er nicht schon gut von Natur wäre.“

Sie mit einem witzigen Bild:

„Einen mit Weisheit Gesalbten darf man nie warm werden lassen, sonst trieft er.“

Dann die Unsterblichkeit, wichtig nicht nur bei Dichtern.

Bei Gutzkow:

„Unser Leben ist ein Versuch zur Unsterblichkeit.“

Ebner-Eschenbach:

„Sag etwas, das sich von selbst versteht, zum erstenmal, und du bist unsterblich.“



Ihre Fähigkeit zur aphoristischen Bosheit ist kaum weniger entwickelt als die von Kraus:

„Über das Kommen mancher Leute tröstet uns nichts als – die Hoffnung auf ihr Gehen.“

Eine „harmonisierende Dichterin der Güte, die wenig Interesse weckt“, wie es in der Biographie heißt? Höchstens zu einem Teil. Heute immer noch Interesse weckt der andere Teil. Die

Ausnahme bestätigt die Regel?:

„Ausnahmen sind nicht immer Bestätigung der alten Regel; sie können auch die Vorboten einer neuen Regel sein.“



Gedenktafel: Ehrendoktorin der Universität Wien



Das Denkmal Marie von Ebner-Eschenbachs in St. Gilgen erinnert daran, dass die Dichterin dort gerne ihre Sommerfrische verbrachte.

Wir lernen und sammeln beständig Erkenntnisse an?:

„Die Summe unserer Erkenntnisse besteht aus dem, was wir gelernt, und aus dem, was wir vergessen haben.“

Das gebrannte Kind fürchtet das Feuer?:

„Gebrannte Kinder fürchten das Feuer oder vernarren sich darein.“

Der Klügere gibt nach?:

„Der Gescheitere gibt nach! Ein unsterbliches Wort. Es begründete die Weltherrschaft der Dummheit.“

Es ist gut, dass wir nach Ruhe streben?:

„Wieviel Bewegung wird hervorgebracht durch das Streben nach Ruhe!“

Sie machen sich nichts aus Lob, sagen Sie?:

„Dafür, daß uns am Lobe nichts liegt, wollen wir besonders gelobt sein.“

Auch damit, Gutes zu tun, ist es nicht getan:

„Es würde sehr wenig Böses auf Erden getan werden, wenn das Böse niemals im Namen des Guten getan werden könnte.“

„So manch einer meint, ein gutes Herz zu haben, und hat nur schwache Nerven.“

„Die Politiker sind doch alle...“ . Sie ist weit von jedem Stamm-tisch entfernt:

„Um ein öffentliches Amt glänzend zu verwalten, braucht man eine gewisse Anzahl guter und - schlechter Eigenschaften.“

Und dann urteilt ein Literaturhistoriker, 1939, aber das entschuldigt nicht alles:

„Ihre Aphorismen sind nicht Produkte des Geistes und Nachdenkens, sondern Bekenntnisse einer großen und schönen Seele, vor der Härte des Denkens weicht sie in die Weichheit des Gemütes.“

Die „Weichheit des Gemüts“ äußert sich zum Beispiel darin, wie diese schöne Seele die menschlichen Fehler sieht:

„Wir hassen unsere Fehler – wenn wir ihnen bei andern begegnen.“

„Die Fehler, vor denen wir auf der Hut sind, sind unsere ärgsten nicht.“

„Viele Leute glauben, wenn sie einen Fehler erst eingestanden haben, brauchen sie ihn nicht mehr abzulegen.“

„Der Umgang mit einem Egoisten ist darum so verderblich, weil die Notwehr uns zwingt, allmählich in seine Fehler zu verfallen.“

„Es stünde besser um die Welt, wenn die Mühe, die man sich gibt, die subtilsten Moralgesetze auszuklügeln, zur Ausübung der einfachsten angewendet würde.“

Die zweite Auflage (400 Aphorismen) lässt bis November 1883 auf sich warten;

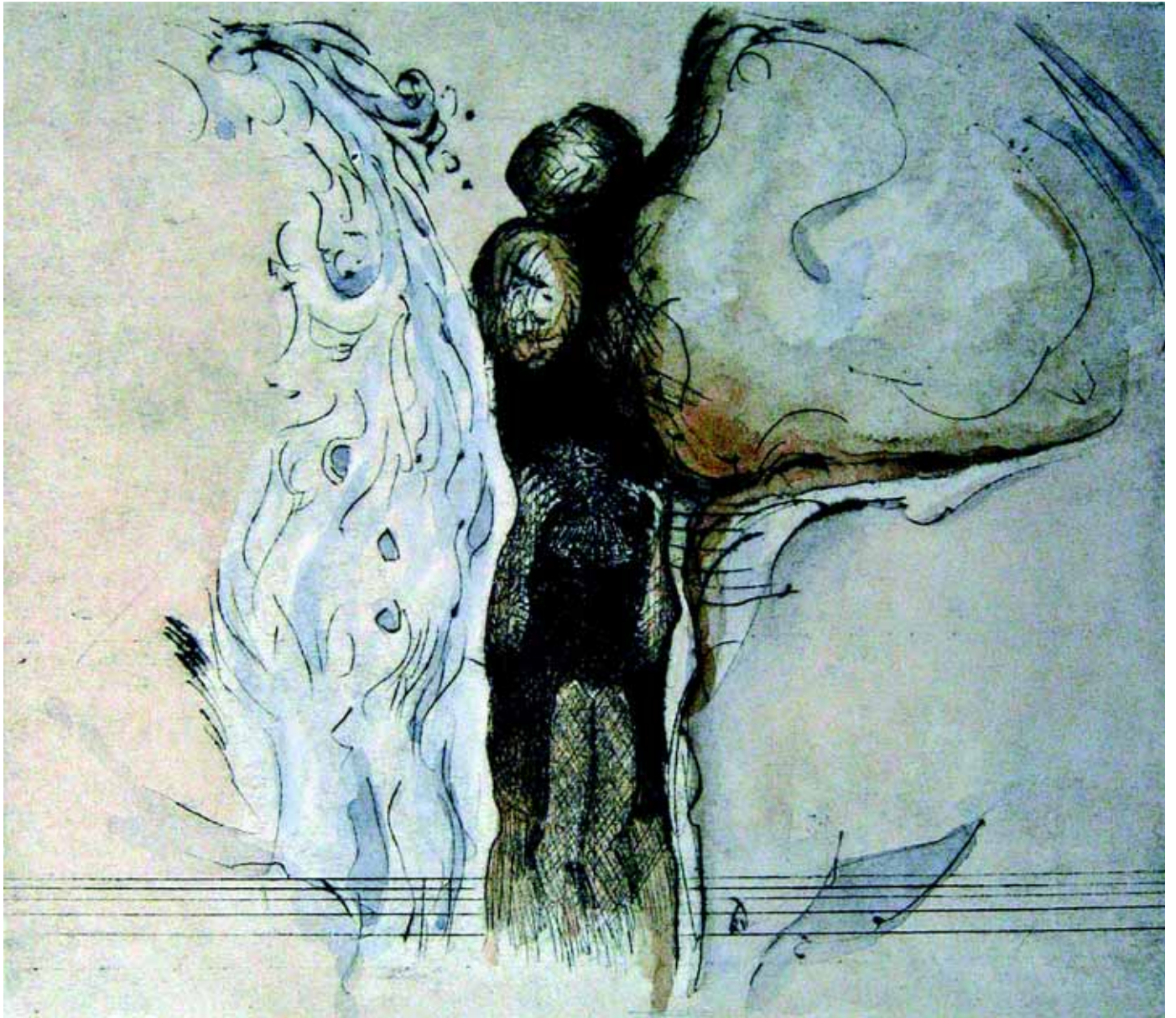
„Erstes Exemplar der zweiten Auflage meiner Aphorismen. Sehr glücklich über die wunderbar schöne Ausstattung.“

Im Monat darauf:

„Meine wunderbar gedruckten und eingebundenen Aphorismen kamen heute von Berlin an.“

Gleichzeitig erscheint eine englische Übersetzung. Die nächste Auflage 1890 wird um weitere hundert vermehrt. Die Biographin schreibt 1997:

„Sie kann sich abgesehen von Isolde Kurz als einzige Frau



„Wir werden vom Schicksal hart oder weich geklopft, es kommt auf das Material an.“



Der Blick immer nachdenklich-freundlich: Portraits um 1890/1900; UNKS: aus: Wiener Bilder Nr.37, 1900

In den 80ern hat sie ihren endgültigen Durchbruch mit Geschichten von Entsagung, Edelmüt und Opferbereitschaft, Dorf- und Schlossgeschichten, Erzählungen von Komtessen, wenn auch nicht ohne Sozialkritik. So nimmt sie die Bauernrevolte von 1846 zum Thema. Ihr Leitbild ist der Typ des moralisch hochstehenden Adligen. Das „Gemeindekind“ wird 1887 besonders begeistert aufgenommen. Da braucht es eine andere Art von Vorsicht:

„Wenn wir auch der Schmeichelei keinen Glauben schenken, der Schmeichler gewinnt uns doch. Einige Dankbarkeit empfinden wir immer für den, der sich die Mühe macht, uns angenehm zu belügen.“

An den Vorwürfen einer Autorin gegenüber ändert das gar nichts (und auch nicht an den Selbstvorwürfen):

„Meine arme Schriftstellerei! Was die alles anrichtet. Sie ist Schuld, dass ich einen Haushalt nicht zu führen verstehe? Haben sie recht, die das behaupten? Unser kleines Haus ist doch immer in guter Ordnung.“

Sie verhandelt mit diversen Verlegern, korrespondiert freundschaftlich mit diversen Schriftstellern, etwa mit Paul Heyse, ein Buch nach dem andern entsteht. Hin und wieder erscheinen auch Aphorismen in Zeitschriften oder Sammelbänden. Die Bilanz Ende 1884:

„Ein Jahr reicher an mir freundlich gespendeter Zustimmung, als ich noch je eines erlebte.“

Trotzdem schreibt sie in einem Brief ganz offen:

„Mein Talent hat nicht gehalten, was Sie und ich uns einst davon versprochen; die Ungunst der Verhältnisse war größer als meine Fähigkeiten, sie zu überwinden. Es ist eine schmale Ernte, die ich jetzt – so ziemlich am Ende meiner Laufbahn – einheimse.“

in der deutschen Literaturgeschichte mit den männlichen Kollegen in dieser Kunstform messen.“

Stolz aber ist sie auf etwas anderes, auf eine solche Geschichte, wie sie ihr 1889 wiedererzählt wird:

„Er hätte in Tirol in einem Wirtshaus ein Bäuerlein gefunden in ein Buch vertieft. Er fragt: Was habt's denn da? Werdet was Schönes lesen. Und das Bäuerlein: Herr, über dos Bücherl lass ich nix kommen. G'schichten zu lesen hab i kei Zeit, aber da heraus nehm ich mir ein Sprüchel mit auf 's Feld und hab den ganzen Tag was zu denken. Das Büchel heißt Aphorismen von Marie Ebner. Ein Sommergast dürfte sie bei dem Bäuerlein vergessen haben.“

Sie schreibt ja betont nicht für die selbst ernannten Intellektuellen in den Zeitungsredaktionen:

„Das edelste, wohlthuendste Verständnis findet der Künstler bei einem bescheiden gebliebenen Dilettanten.“



Sie geht dazu über, auch im Tagebuch Aphorismen zu notieren, zum Beispiel:

„Den widerlichsten Eindruck machen die Fehler des Alters an jungen und die Fehler der Jugend an alten Leuten.“

Die 90er Jahre, sie ist also zwischen sechzig und siebzig. Außer in Zdislawitz und Wien lebt sie jetzt längere Zeit im Jahr in St. Gilgen, ab 1898 auch in Rom, das sie naturgemäß besonders beeindruckt. Die öffentliche Meinung über sie:

„Ein Weib und doch ein objektiver Geist.“

Immer wieder ihr „Männliches“, das rettet sie:

„Wenn doch von tausend Männern nur zehn so viel Männliches hätten als Sie.“

Der galante Nachsatz:

„ohne im geringsten unweiblich zu sein.“

Der sechzigste Geburtstag:

„Einer der schönsten und glücklichsten Tage meines ganzen langen Lebens. Am Morgen Gratulation der Meinen, der Großen und der Kleinen.“

Und in der Jahresbilanz spricht sie das Jahr 1890 so an:

„Du hast mir die Feier des 13. September gegeben und damit den Beweis, dass ich nicht umsonst gelebt habe.“

Es gibt außer der Literatur auch anderes. Die Politik drängt mehr ins Tagebuch ein, die nationalen und sozialen Spannungen:

„Die Sozialisten können sich freuen, ihr Zerstörungswerk schreitet vorwärts.“

„Moriz und ich treten dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus bei.“



Da wächst etwas heran, hören wir, sonst bräuchte es keinen Verein zur Abwehr. Alles andere als selbstverständlich, dass sich als deutschnationale Adlige Verstandene hier engagieren. – Freunde und enge Verwandte sterben, 1898 stirbt auch ihr Ehemann. Waren Stetigkeit und Versorgung das Fundament ihrer Ehe?:

„Heute vor vier Wochen. Schon vier Wochen. Neunundvierzig Jahre haben wir miteinander verlebt und er hat immer für mich gesorgt.“

Ob sie bei den eigenen Texten Trost gefunden hat?:

„Im Unglück finden wir meistens die Ruhe wieder, die uns durch die Furcht vor dem Unglück geraubt wurde.“

„Wenn man das Dasein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen.“

Im Jahr darauf stirbt auch die Lebensfreundin und erste Kritikerin Ida Fleischl nach 36 Jahren einer intensiven Arbeitsbeziehung:

„Die Unvergleichliche, die ich schwerer vermisste von Tag zu Tag.“

Und Ida umgekehrt:

„Jetzt bin noch bei Bewusstsein und sage Dir: Es war das Glück meines Lebens, dass ich Dir bei Deinen Arbeiten manchmal durch Zufall helfen konnte und nur, weil vier Augen mehr sehen als zwei.“



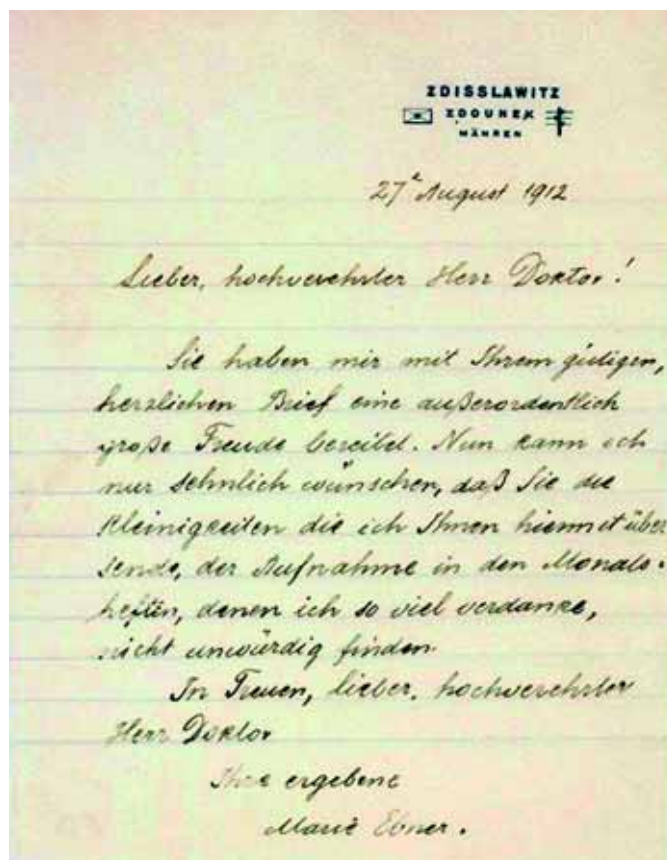
Marie Ebner erinnert sich jedes Jahr an den Todestag. 1905:

„Heute vor sechs Jahren ist Ida gestorben, meine getreue, meine stille Mitarbeiterin, heute noch meine Leiterin und Führerin.“

Das Alter:

„Man bleibt jung, solange man noch lernen, neue Gewohnheiten annehmen und einen Widerspruch ertragen kann.“
„Mehr noch als nach dem Glück unserer Jugend sehnen wir uns im Alter nach den Wünschen unserer Jugend zurück.“

Davor, neuen Literaturentwicklungen nicht mehr gerecht zu werden, ist auch sie nicht gefeit:



„Die Periode der Verwilderung, die für unsere dramatische Literatur mit dem Fuhrmann Henschel hereinbricht.“

Der dieses naturalistische Drama geschrieben hat, trägt bekanntlich den Namen Gerhart Hauptmann. 1903:

„Liebe Jugend von heute, so alt ich bin, bin ich doch nicht alt genug, um jung sein zu wollen wie du.“



Der siebzigste und der achtzigste Geburtstag bringen ihr größte Ehrungen. Das nimmt sie alles mit Bescheidenheit auf, eine aber ist ihr wichtig. „Kurios“ ist die kleine Marie im Urteil der Mitwelt oft gewesen, Sie erinnern sich, da darf die akademische Ehrung ihr jetzt wohl auch ebensolche Freude machen:

„Wissen Sie, Lieber, Hochverehrter! Der „Doktor“ macht mir doch kurios viel Freude.“

Auch einen Literaturpreis stiftet sie. Er geht u. a. 1901 an Isolde Kurz. Im darauffolgenden Februar:

„Isolde Kurz besuchte mich und das hat mich gefreut.“

Isolde Kurz (geb. 1853) kennen wir als Aphoristikerin. Da spannt sich ein Bogen von Rahel Varnhagen (geb. 1771), der Briefschreiberin und Aphoristikerin, die sie seit je schätzt, bis zur nächsten Generation. – In den letzten Jahren entstehen auch „Meine Kinderjahre“, daraus haben wir viel gehört (eine kurze Skizze „Aus meinen Kinder- und Lehrjahren“ ist 1887 vorweggegangen), zwei Jahre arbeitet sie intensiv daran.

„Ich arbeite mit Lust und Liebe an den Tagebuchauszügen. Eine entschlafene Vergangenheit erweckt, ist nicht immer sehr heiter. Was habe ich ringen müssen um meine Kunst.“

„Ringend müssen“, das ist hoffentlich deutlich geworden. „Mit Lust und Liebe“, aber natürlich auch mit der glättenden und stilisierenden Tendenz des Alters. Im April 1904:

„Die Geschichte meiner Kinderjahre schreitet langsam vorwärts. Ich möchte sie nicht weiter fortführen als bis zum Beginn meines vierzehnten Jahres. Die ganze Zukunft, mein



Das Familiengrab in Zdislawitz (Zdislavice)

ganzes an äußeren Ereignissen armes Leben ist da schon vorgezeichnet gewesen. Es war bei mir ausgemacht, dass ich die Frau meines lieben Veters und eine Schriftstellerin werden würde.“



Die Autobiographie erscheint in vier Folgen in der „Deutschen Rundschau“, dann auch als Buch. Die Aphorismen „Aus einem zeitlosen Tagebuch“ von 1916 kommen hinzu, ansonsten sammelt sie dort Anekdoten und Verse.

„Wir erheben uns nie höher, als wenn wir in Gedanken versinken.“

„Sich glücklich fühlen auch ohne Glück – das ist Glück.“

„Eigensinn – Rückgrat der Schwachen.“

„Von so manchem Buche kann man sagen: Dran ist viel, aber drin ist nichts.“

„Ich bin ein Kind meiner Zeit, aber ein Kind meiner Tage will ich nicht sein.“

Sogar so etwas wie Altersradikalität finden wir dort:

„Wenn ich ein Brechmittel brauche, hole ich es lieber aus der Apotheke als aus der Buchhandlung.“

Also „ersehnte Ruhe“? Dazu ist sie viel zu unpathetisch:

„Wenn wir die ersehnte Ruhe endlich haben werden, werden wir nichts mehr von ihr haben.“

„Wenn die Zeit kommt, in der man könnte, ist die vorüber, in der man kann.“

Einfacher macht sie es sich und uns einfach nicht: Leid und Trost:

„Der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ist ein Quell unendlichen Leids – und ein Quell unendlichen Trostes.“

Und „Unveröffentlichte“ sind dann auch noch veröffentlicht worden, 1946. 900 Sätze sind es im Ganzen, nicht mehr. Die Literaturwissenschaftler warten auf eine kritische Ausgabe, die Neues zutage fördert und alles bis aufs Komma genau.

„Der Tod ist der Erlöser, das Leiden ist der Feind.“

Den Kriegsbeginn hat sie noch erleben müssen; in Wien ist sie 1916 gestorben. Zu einer Freundin:

„Ich möchte wissen, wie ich mich dabei benehmen werde.“

Beigesetzt ist sie in der Familiengruft in Zdislawitz. Die ist heute so baufällig wie das ganze Schloss, das die Dubskeys 1932 verkaufen mussten; 1948 wurde es ein Pflegeheim. Zum Jubiläum 2016 soll einiges renoviert werden. Ihr Andenken ist dort vergessen. Eine Gedenktafel gibt es nicht (wohl an der Wiener Universität). Hier können wir ihr eine schönere errichten.



Das Nachleben. Ihren „Aphorismen“ wächst sehr bald das zu, was Goethe mit seiner „Novelle“ und seinem „Märchen“ im Sinn hatte: eine für die jeweilige Gattung musterbildende Wirkung. Eduard Engels „Geschichte der deutschen Literatur“ von 1906 vergleicht sie mit La Rochefoucauld:

„Die neuere deutsche Prosaliteratur besitzt kaum ein zweites Buch mit so gütevoller Lebensweisheit wie die Aphorismen der Ebner, ein schon jetzt klassisches Werk, das in Volksausgaben verbreitet werden sollte.“

Bettelheim schreibt (und nur der Ausdrucksweise werden wir nicht mehr zustimmen):

„Wie die mitlebenden werden deshalb noch kommende Geschlechter an ihren Aphorismen sich kühlen und erquicken.“

Er muss das an einem heißen Sommertag geschrieben haben. Karl Kraus allerdings schweigt, der doch die Produkte der Konkurrenten gerne verreit. Das allein spricht für sich. Vielleicht beschweigt er damit auch manches Verwandtschaftssignal, das ihm bewusst wird. In Bezug auf ihr dramatisches und episches Werk allerdings hat er sie 1902 „das einzige große Talent, das noch lebte“ genannt, sie sehe heute über die Rezensentenclique altersweitsichtig hinweg. Vor allem im österreichischen Zweig der Gattungsgeschichte ist niemand unbeeinflusst von ihr geblieben, von Arthur Schnitzler und Rosa Mayreder bis zu Heinrich Waggenerl nach dem Zweiten Weltkrieg, um nur wenige Namen zu nennen. Sie ist die Aphoristikerin schlechthin, ihr Werk: das sind, „wenn man so will, die ‚normalsten‘ Aphorismen“. Ein bisschen Wasser in den alten, aber immer jungen Wein, den sie uns darin kredenzt hat: das darf sein: Die Aphorismen mit einem Imperativ wird man heute vielleicht als etwas altbacken ansehen – wer wagt noch solche Belehrung? –, falsch sind sie darum nicht:

„Suche immer zu nützen, suche nie dich unentbehrlich zu machen.“

„Hüte dich vor der Tugend, die zu besitzen ein Mensch von sich selber rühmt.“

„Misstraue deinem Urteil, sobald du darin den Schatten eines persönlichen Motivs entdecken kannst.“

„Siege, aber triumphiere nicht.“

Das hört sich ein bisschen sehr nach Kalenderweisheit an. Das ethisch Gute und das ästhetisch Gute sollte man nicht verwechseln, darin findet sie bis weit in das 20. Jahrhundert hinein zweifelhafte Nachfolger:

„Die allerstillste Liebe ist die Liebe zum Guten.“

Aber sie hat die Güte immer mit Überlegung und Erwägung gepaart. Und im Ganzen bleibt es dabei:

„In einem guten Buche stehen mehr Weisheiten, als sein Verfasser hineinzuschreiben meinte.“

Dann natürlich das akademische Nachleben: Aufsätze in mehreren Sprachen, Dissertationen (die erste schon 1926), Biographien, die letzte in diesem Jahr. Auf zehn Seiten in kleinster Type listet sie die Literatur auf. Anton Bettelheim, mit dem sie bekannt ist und der sie sehr schätzt, hat den Reigen 1920 mit einer Arbeit eröffnet, die als Quelle wichtig (und problematisch) ist, eben, weil er so nah dran ist. Da wird sie als „Erzieherin“, „Seelsorgerin“, gar als „Wunderwesen“ eingeführt. – Sie hat eine Vision gehabt, so erinnert sich jedenfalls die Greisin:

„Ich war ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind, meine traumhaften Ansichten, meine Sympathien und Antipathien wechselten wie Aprilwetter, aber eines stand immer klar und felsenfest in mir: die Überzeugung, dass ich nicht über die Erde schreiten werde, ohne ihr eine wenigstens leise Spur meiner Schritte eingeprägt zu haben.“



Literatur:

- Marie von Ebner-Eschenbach: Gesammelte Werke in drei Bänden. Hg. von Johannes Klein. München: Winkler 1978.
- Marie von Ebner-Eschenbach: Leseausgabe in vier Bänden. Hg. von Evelyn Polt-Heinzl, Daniela Strigl und Ulrike Tanzer. St. Pölten 2014.
- Marie von Ebner-Eschenbach: Tagebücher. Kritisch kommentiert und hg. von Karl Konrad Polheim und Norbert Gabriel. Band I-VI. Tübingen 1989-1997.
- Marie von Ebner-Eschenbach: Autobiographische Schriften I. Textkritik und Deutung. Hg. von Christa-Maria Schmidt. Tübingen 1989.
- Anton Bettelheim: Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis. Leipzig 1920.
- Daniela Strigl: Berühmt sein ist nichts. Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Biographie. St. Pölten 2016.
- Elisabeth Toegel: Marie von Ebner-Eschenbach. Leben und Werk. New York u.a. 1997.

 **Hinweis zum Urheberrecht:** Die in dieser Dokumentation verwendeten Abbildungen wurden als frei von bekannten urheberrechtlichen Einschränkungen identifiziert, einschließlich aller verwandten Schutzrechte. Sie dürfen kopiert, verändert und verbreitet werden, auch zu kommerziellen Zwecken, ohne um Erlaubnis bitten zu müssen. Diese Bilddateien sind gemeinfrei, weil ihre urheberrechtliche Schutzfrist abgelaufen ist oder von den Fotograf/innen freigegeben wurden. Dennoch: Urheberrecht ist (uns) wichtig, daher führen wir – wie bekannt – die Bildquellen hier auf:

Seite 2: „Bildnis einer jungen Frau in blauem Kleid“, laut Überlieferung die junge Marie von Ebner Eschenbach, signiert und datiert: „J. Horrak, May 1851“, Aquarell auf Papier, 36 x 27 cm Johann Nepomuk Horrak (1815-1870); ©Wikipedia.org

Seite 4: © http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_eschenbach.htm

Seite 5: © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 6: links © www.briefmarken-forum.com

Seite 6: rechts © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 8: © http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_eschenbach.htm

Seite 9: © <http://www.zumgeburtag.org>

Seite 11: © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 12: Karl von Blaas: Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, Öl auf Leinwand, 1873; © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 18: © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 22: „Am Kartentisch“; Helene Bettelheim-Gabillon: Betty Paoli. Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Geburtstag. In: Westermanns Monatshefte Band 117.1915, Seite 666-674, Foto auf Seite 672; © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 23: © www.austria.forum.org

Seite 24: © Ernst Weingartner/picturedesk.com / www.austria.forum.org

Seite 26: links © www.wiki.at; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons

Seite 26: rechts © http://www.onb.ac.at/ariadne/vfb/bio_eschenbach.htm

Seite 27: © <http://www.zvab.com>

Seite 28: © <http://www.zvab.com>

Seite 29: © Wikipedia.org; lizenziert unter Gemeinfrei über Wikimedia Commons



Friedemann Spicker

„Gelernt, gelesen, gelitten, nachgedacht.“

Zum 100. Todestag von

Marie von Ebner-Eschenbach

Ein aphoristisches Porträt

Unter Mitwirkung von

Angelika Spicker-Wendt und Jürgen Wilbert

Mit Illustrationen von

HansJoachim Uthke

Ein aphoristisches Porträt

Hattingen 27. 10. 2015 – Düsseldorf, 17. 11. 2015

Impressum

Herausgeber: Förderverein
Deutsches Aphorismus-Archiv (DaphA) e. V.
c/o Stadtmuseum Hattingen
Marktplatz 1-3
45527 Hattingen
www.dapha.de | aphorismus@hattingen.de

Illustrationen: Hans-Joachim Uthke, Hilden

Gestaltung: fürSt.design, Bochum (fuerst.design@gmx.de)

Auflage: 300 Expl., Oktober 2016

Marie Ebner-Eschenbach

Geistlose kann man nicht begeistern,
aber fanatisieren kann man sie.

Es ist schwer, den, der uns bewundert,
für einen Dummkopf zu halten.

Nicht, was wir erleben,
sondern, wie wir empfinden, was wir erleben,
macht unser Schicksal aus.

Eine gescheite Frau
hat Millionen geborener Feinde:
– alle dummen Männer.

Wer nichts weiß,
muß alles glauben.